

Wagner à la française

Den Namen kennen wohl auch eingefleischte Opernliebhaber kaum: Victorian Joncières. Nun ja, der hieß ja auch nicht so, sondern Félix-Ludger Rossignol, aber unter dem Pseudonym Victorian Joncières komponierte er, war zugleich ein einflussreicher französischer Musikkritiker und war in beidem, in seinen Kritiken wie in seinem Komponieren, bedingungsloser Wagner-Anhänger. Just im Bayreuther Eröffnungsjahr 1876 kam auch Joncières' Oper „Dimitri“ zur Uraufführung und liegt jetzt erstmals in einer Aufnahme vor – wohl die erste Einspielung einer seiner Opern.

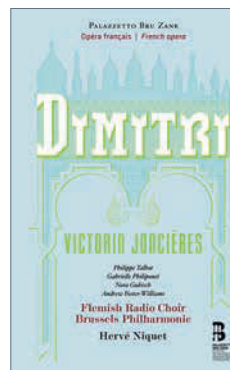
Und eine großartige Entdeckung. Sozusagen ein wagnerischer „Boris Godunow“ à la française (der Stoff geht auf Schillers „Demetrius“ zurück, auch Dvorák hat ihn

vertont). Joncières' Musik fasziniert durch ihre flotte, temporeiche Vitalität und melodische Schönheit; vieles erinnert in den besten Passagen – und davon gibt es viele – an Wagners Musiksprache im „Rienzi“ und in den großen Aufzügen, den Blechbläser-Fanfaren und Chören, an den „Tannhäuser“. Dennoch ist es in stilistischer Hinsicht keine epigonale Musik im Sinne von „in der Nachfolge Wagners“, sondern trägt durchaus eigene Züge, was nicht zuletzt den Spielorten der Handlung geschuldet ist – Polen und Russland.

Erfreulich sind auch die Sänger – allen voran Philippe Talbot, der mit silberhellem Timbre, eleganter Tongebung und stu-

penden Hörensicherheit fast ein bisschen an den jungen Juan Diego Flórez erinnert. Auch Gabrielle Philiponet als Marina kann sich hören lassen, und die Mezzosopranistin Nora Gubisch macht als böse Intriganten Marfa einen grandiosen Eindruck.

Werner Pfister



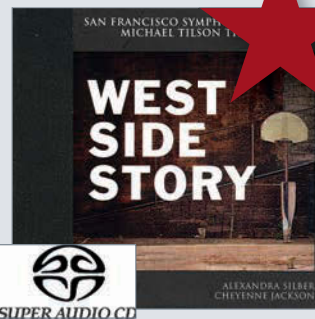
Musik
Klang

★★★★
★★★★

Joncières, Dimitri; Philippe Talbot, Gabrielle Philiponet, Nora Gubisch, Andrew Foster-Williams u. a., Flämischer Radio-Chor, Philharmonie Brüssel, Hervé Niquet (2013); Editiones Singulares/Note 1
2 CD 9788493968694 (131')

Besser geht's kaum

„I like to be in America.“ Was klingt wie die dringliche Bitte um eine Greencard ist einer der berühmtesten Songs aus Leonard Bernsteins „West Side Story“, und wenn dies so vorgetragen wird wie von Jessica Vosk und dem Dirigenten Michael Tilson Thomas in der neuen Aufnahme des Werks aus San Francisco, kann man den Wunsch auch vollinhaltlich nachvollziehen. Denn das Amerika, das Bernsteins früherer Schützling hier in unsere Ohren zaubert, ist unwiderstehlich: Schmiss, Verve, Temperament. Wobei seine Aufnahme in gewisser Weise ein Gegenstück zur vermeintlich „definitiven“ Einspielung Bernsteins (1984, erschienen bei DG) darstellt. Denn während dieser mit Kiri Te Kanawa, José Carreras, Tatiana Troyanos etc. stimmlich attraktive Opernsänger beschäftigte, die dann als Charaktere nicht unbedingt glaubhaft waren, greift Tilson Thomas auf singende Akteure mit Broadway-Erfahrung zurück. Wobei diese vokal durchaus glänzen. So



wirkt Alexandra Silber auch auf der Hörbühne als ideale Verkörperung der Maria und setzt sich mit ihrem schönen, reinen Sopran mühelos gegen das Orchester durch – wie immer die Tontechnik ihr dabei geholfen haben mag.

Wohl wirkt Cheyenne Jackson vokal etwas unausgeglichen – er scheint eigentlich mit zwei Stimmen zu singen –, er zeichnet aber insgesamt ein glaubhaftes Bild des zwischen

Pubertät und Erwachsenenentum pendelnden Tony (auch wenn er im wirklichen Leben Ende 30 und damit beinahe gute zwei Jahrzehnte älter ist als die Figur). Auch alle anderen vermögen zu überzeugen, und das San Francisco Symphony unter Michael Tilson Thomas sprudelt schier über vor Spielfreude. Im Übrigen wird in dieser Live-Aufnahme einer konzertanten Aufführung die komplette Broadway-Partitur geboten. Wer „West Side Story“ mag, sollte sich das Album gleich besorgen. Etwas Besseres gibt es zur Zeit nicht.

Gerhard Persché

Musik
Klang

★★★★★
★★★★★

Bernstein, West Side Story; Alexandra Silber, Cheyenne Jackson, Jessica Vosk, Kevin Vortmann, Julia Bullock, Juliana Hansen, Cassie Simone, Michael Taylor u. a., San Francisco Symphony Chorus, San Francisco Symphony, Michael Tilson Thomas (2013); SFS Media/Edel 2 SACD 821936005927 (83')

West Side Story

Schon Ende der 40er-Jahre hatte Leonard Bernstein den Plan, ein Musical über den „Romeo und Julia“-Stoff zu schreiben, doch erst 1957 kam es zur Uraufführung. Bereits 1961 lag eine Verfilmung vor. Die besondere Beliebtheit des Werk erklärt sich nicht zuletzt aus der besonderen Einheit von Tanz, Gesang und Schauspiel, die für viele folgende Musicals prägend bleiben sollte.



Foto: Archiv

Thielemann exemplarisch

Für den eruptiven Racheschrei seiner Oper „Elektra“ bemühte Richard Strauss ein Riesenorchester, bei dem sich in einem normalen Orchestergraben fast zehn Dutzend Musiker gegenseitig auf die Füße treten. Allerdings schien der Komponist dabei



auch ein schlechtes Gewissen gehabt zu haben; überliefert ist seine Bemerkung auf einer „Elektra“-Probe: „Meine Herren, spielen Sie am Abend recht leise – es ist ohnehin so laut komponiert.“ Freilich wird oft übersehen, dass Strauss eine Vielzahl von Piani in die Partitur schrieb – bloß hört man diese in den meisten Aufführungen kaum, weil sich die Dirigenten eher an einer klanggewaltigen Hysterie-Gestik berauschen. Innigen Dank an Christian Thielemann, dass er dieser Versuchung in dieser Live-Aufnahme aus Dresden meist nur dort nachgibt, wo dies dramaturgisch auch gefordert ist – dort freilich mit Nachdruck. Ansonsten sagt er sich von Überwältigungsposen weitgehend los. Er hört sorgfältig hin, noch entschiedener als in seiner in dieser Hinsicht bereits exemplarischen (und auf DVD nachprüfbar) Interpretation des Werks vor ein paar Jahren in Baden-Baden mit den Münchner Philharmonikern. Selten nimmt man so viele Details wahr wie hier: die an Debussy gemahnende Klangfarbenregie, die feinste Seelenschwingungen hörbar macht. Es dominiert ein in der Dynamik genau gestaffelter, in den Schichtungen deutlich determinierter Klang. Und die Dresdner Wunderharfe weiß, was sie dem Genius Loci auch 105 Jahre nach der Uraufführung des Werks schuldig ist; sie spielt ihre hohe Strauss-Kompetenz entschieden aus.

Von Thielemanns differenzierter Exegese profitieren natürlich die Sänger. Hinsichtlich von Stimm Schönheit und Gesangstechnik haben sich die Geschmäcker bei Evelyn Herltizius immer geschieden, doch mit der Elektra scheint sie, wie es in einer Rezension der Dresdner Aufführung hieß, die „Rolle ihres Lebens“ gefunden zu haben. Die für sie so typischen Eigenschaften, die Bereitschaft zur Entäußerung, das unbedingte Aufgehen in der Rolle nehmen auch hier für sie ein, selbst wenn auf der Hörbühne ihr schonungsloser kör-

perlicher Einsatz nicht adäquat zur Wirkung kommen kann. Freilich singt sie grosso modo mit Staudruck, was ihre Stimme in den lyrischen Passagen, etwa dem Moment des Wiedererkennens ihres Bruders, etwas hohl und farbbarm klingen lässt.

Hinsichtlich der Linienführung ist die Chrysothemis der Anne Schwanewilms der Schwester überlegen, doch wirkt die Sängerin im Ausdruck hier recht distanziert und gezügelt. Waltraud Meier als Klytämnestra zeigt erneut, welch differenzierte Darstellerin sie ist. Fernab der üblichen plakativen Klischees liefert sie in genauester Textauslotung die kluge, psychologisch genaue Studie einer an ihrer Schuld zerbrechenden Frau. René Pape ist ein volltönender, viriler Orest, dem man freilich gerne ein bisschen mehr Gebrochenheit abnehmen würde. Frank van Aken erfüllt seine Aufgabe als ahnungsloses Horror-Opfer Aegisth durchaus überzeugend.

In seiner Exegese der „Elektra“ vermag Christian Thielemann zudem das gewisse Augenzwinkern einzubringen, von dem er einmal in einem Interview sprach. Mit dieser Lesart erreicht er auch eine Distanz zum Geschehen, die Strauss durchaus adäquat ist. Denn mit seinen Helden und Heldinnen, ob Salome, ob Elektra in der Oper, ob Till Eulenspiegel, ob Don Quixote in den imaginären Szenen der sinfonischen Dichtung, bricht der jüngere Richard Strauss das romantische Heldenbild nachdrücklich auf, charakterisiert die Figuren durch Täuschung, Verzeichnung, Selbstbetrug; schafft also Charaktere, die auch in einem Kuckucksnest ihr Heim finden mögen. Was in Thielemanns Interpretation durchaus mitschwingt.

Gerhard Persché

Musik
Klang

★★★★★
★★★★★

Strauss, Elektra; Evelyn Herltizius, Anne Schwanewilms, Waltraud Meier, René Pape, Frank van Aken, Nadine Secunde u. a., Sächsischer Staatsopernchor Dresden, Staatskapelle Dresden, Christian Thielemann (2014); DG/Universal 2 CD 028947933878 (104')

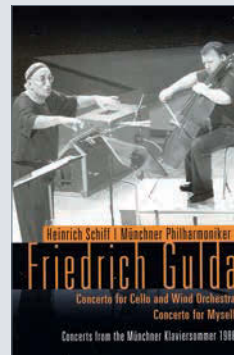
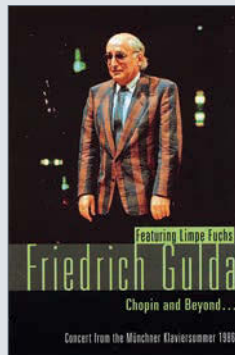
herbstliche
Musiktage Bad Urach

2.-10.10.2014

An der schönen
blauen Donau

For himself

Seit ich den nur mit einem Bademantel bekleideten Friedrich Gulda in den 80er-Jahren im Saunarestaurant eines Wuppertaler Hotels interviewen durfte, wundert mich an diesem Mann so gut wie gar nichts mehr. Auch heute, fast anderthalb Jahrzehnte nach seinem Tod, fällt es nicht gerade leicht, zu dieser schillernden Künstlerpersönlichkeit eine Haltung zu entwickeln. Und Veröffentlichungen wie die beiden vorliegenden DVDs, die Konzertmitschnitte vom Münchner Klaviersommer der Jahre 1986 und 1988 zeigen, machen es einem auch nicht unbedingt leichter. Da ist zum einen der klassische Pianist, der, in diesem Fall einer ungarischen Schönheit zuliebe, 1986 in seine alte Rolle schlüpfte und in Jackett und Krawatte fast übergangslos ein Chopin-Werk an das andere reihte – und das auf eine so berücksichtigende Weise, dass es einem den Atem verschlägt. Im nächsten Moment aber erscheint er als „Performer“, der seiner langjährige Weggefährtin Limpe Fuchs Blockflöte spielend sekundiert.



Solche Kontraste sind heute nicht weniger irritierend als sie es schon vor 25 Jahren waren. Und nur, weil Gulda ein begnadeter Pianist war, ist man bereit, sich überhaupt ernsthaft mit der anderen Seite auseinanderzusetzen.

Als dritte Facette, und dafür steht die zweite DVD von 1988, ist da der Komponist, der mit dem für Heinrich Schiff komponierten Konzert für Cello und Blasorchester ein inzwischen zum Hit des zeitgenössischen Cello-Repertoires mutiertes Werk geschrieben hat. Das ist hier mit dem Widmungsträger als Solisten kombiniert mit einem Mitschnitt der Uraufführung der konzertanten Sonate für

Klavier und Orchester „Concerto For Myself“. Dieses „Myself“ ist durchaus wörtlich zu nehmen, denn dieses Stück könnte von niemand anderem gespielt werden als von Gulda himself. Ausgestattet mit einem wüsten Solopart, verschmelzt das Stück das Pathos einer Champions-League-Hymne mit „Rondo Veneziano“-Sounds, dem Soundtrack eines Disney-Films und Jazz à la manière de Gulda. Gulda-Fans werden bei beiden DVDs auf ihre Kosten kommen, für die anderen gibt's ein paar Fragezeichen mehr.

Arnd Richter

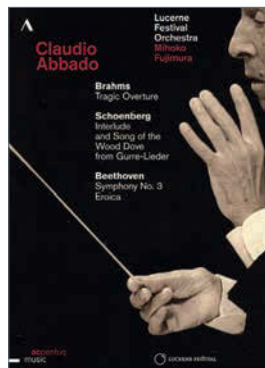
Musik	★★★★/★★★★
Klang	★★★★/★★★★
Bild	★★★★/★★★★

Friedrich Gulda, Chopin and Beyond ... (1986); Friedrich Gulda, Limpe Fuchs; Arthaus/Naxos DVD 807280219098 (106')
Gulda, Konzert für Cello und Blasorchester, Concerto For Myself; Heinrich Schiff, Friedrich Gulda, Münchner Philharmoniker (1988); Arthaus/Naxos DVD 807280167597 (76')

Kopf und Herz

Nach dem Tod einer herausragenden Persönlichkeit wie Claudio Abbado ist es verständlich, dass bereits bekannte Produktionen mit ihm noch einmal neu veröffentlicht werden. Zumal, wenn es sich um ein Werk handelt, das ihm so am Herzen lag wie das „Deutsche Requiem“ von Johannes Brahms. Der Live-Mitschnitt aus dem Wiener Musikverein von 1997 zeigt vom ersten Streicherton an das tiefe Verständnis und die Versenkung des Dirigenten in die Partitur: Wie er die Musik – auswendig, versteht sich – mit klaren, sparsamen Gesten zum Klingen bringt und dabei jedes Detail, jede Phrase spürbar in Kopf und Herzen trägt, das alles nicht nur zu hören, sondern auch zu sehen, macht das Anschauen der DVD zu einem Erlebnis – trotz der für heutige Augen etwas konventionellen Bildregie. Neben den Berliner Philharmonikern und den zwei Elitechören aus Schweden (die nur im Schlusssatz etwas forcieren) brücken Bryn Terfel und Barbara Bonney als hinreißende Solisten.

Bei seinem letzten auf DVD dokumentierten Auftritt, zur Eröffnung des Lucerne Festivals im August 2013, war Abbado dann bereits körperlich von seiner fortschreitenden Krebserkrankung gezeichnet, hatte aber nichts von seiner zwingenden Gestaltungskraft eingebüßt. Mit dem famosen Lucerne Festival Orchestra formte der damals 80-Jährige eine packende Interpretation der



Tragischen Ouvertüre von Brahms und ließ im Lied der Waldtaube aus Schönbergs „Gurrelieder“ eine berausende Farbpracht erblühen. Hauptwerk des Programms war jedoch Beethovens „Eroica“. Hier trat die Verbindung von Transparenz und Sinnlichkeit noch einmal beispielhaft zutage, die Abbados Interpretationen zeitlebens ausgemacht hat. Ein wertvolles Dokument des großen Dirigenten, der auch mit einem etwas eingeschränkten Bewegungsradius noch ein Höchstmaß an Energie und Hingabe an die Musik vermittelte.

Marcus Stäbler

Musik	★★★★★/★★★★★
Klang/Szene	★★★★/★★★★

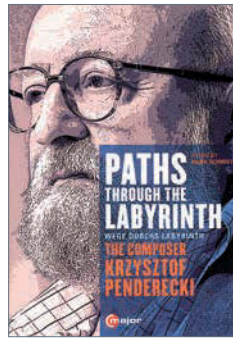
Brahms, Ein Deutsches Requiem; Barbara Bonney, Bryn Terfel, Schwedischer Rundfunkchor, Eric Ericson Kammerchor, Berliner Philharmoniker, Claudio Abbado (1997); Euroarts/Naxos DVD 880242127884 (79')

Brahms, Tragische Ouvertüre; Schönberg, Ausschnitte aus „Gurrelieder“; Beethoven, Sinfonien Nr. 3, u. a.; Lucerne Festival Orchestra, Claudio Abbado (2013); Accentus/Naxos DVD 260234830682 (100')

Der letzte Künstlerfürst

Er möchte ein Komponist sein, der zu Lebzeiten geschätzt wird, und keiner, für den man sich erst in 30 Jahren interessiert, sagt Krzysztof Penderecki gegen Ende dieses Dokumentarfilms. Das zeugt von einer gelassenen Lebensklugheit, die den Polen, der im vergangenen Jahr seinen 80. Geburtstag feierte, zu einem der beliebtesten Komponisten der zeitgenössischen Musik werden ließ – und auch zu einem der letzten Künstlerfürsten. Wenn ihn die Filmemacherin Anna Schmidt auf seinen Landsitz nach Luslawice bei Krakau begleitet, zeigt sich, dass Penderecki nicht nur gefühlsgefüllte Musik in großen Formen schreibt, sondern auch großförmig haust. Ein gewaltiger Park erstreckt sich hinter dem Herrenhaus, das er und seine Frau renovieren ließen, barocke Alleen, eine 1.700 Bäume große Baumsammlung, die der Baumsammler Penderecki über Jahre hinweg gepflanzt hat, barocke Rundtempelchen, in denen der Komponist – möglicherweise nur für den Film – mitten im Vogelgezwitscher zu komponieren pflegt. Das ist natürlich sagenhaft schön und macht, auch mit Blick auf die schweren, antiquarischen Holzmöbel und die ebenso schweren Ölgemälde, mit denen die Zimmer des Herrenhauses vollgestellt sind, auch verständlich, warum Penderecki so schreibt wie er schreibt: mit der Sehnsucht nach den schweren Gefühlen des 19. Jahrhunderts.

Das war bekanntlich nicht immer so: Bis in die 70er-Jahre hinein war Penderecki ein durchgeknallter Avantgardist, lief mit knallbunten Hemden herum, schrieb unter anderem verrückte Elektromusik für verrückte Zeichentrickfilme. Nicht zuletzt wohl auch, um auf sich aufmerksam zu machen. Penderecki tendiert nämlich, in durchaus gesunder Weise, nicht gerade zu Selbstzweifeln. In Schmidts Film erzählt er mit schöner Selbstverständlichkeit, dass



er in seiner Frau das schönste Mädchen Krakaus abgescleppt habe, man sieht ihn ungehalten eine Probe des offenbar viel zu schlechten Symphonieorchesters des Bayerischen Rundfunks mit Mariss Jansons verfolgen und hört ihn schließlich verkünden, dass er stets viel mehr Ideen im Kopf habe, als er aufs Papier bringen kann – also noch Ideen für die nächsten 50 Jahre. Dann wäre Penderecki 130. Es sind

solche Einblicke, die Schmidts sehr wohlwollenden Film wertvoll und durchaus unterhaltsam machen. Dass das Schaffen des Komponisten, an dem sich die Geister scheiden, nicht zum sonstigen Geschehen in der zeitgenössischen Musik in Beziehung gesetzt wird, ist allerdings ein Versäumnis. Es bleibt bei bewundernden Statements derer, die glücklich darüber sind, dass die Romantik noch nicht ganz ausgestorben ist: Janine Jansen, Julian Rachlin und selbstverständlich Anne-Sophie Mutter. Die ist übrigens auch bei der Einweihung des „Europäischen Musikzentrums Krzysztof Penderecki“ mit hübschem Konzertsaal zugegen, das auf einem Stoppelfeld gleich neben dem Herrenhaus des Komponisten errichtet wurde. Welchen Sinn ein Konzertsaal auf einem Acker draußen vor den Toren von Krakau macht, fragt sich jedoch weder Anne-Sophie Mutter noch der Film.

Clemens Haustein

Story/Szene ★★★★★
Bild/Klang ★★★★★

Wege durchs Labyrinth – Der Komponist Krzysztof Penderecki;
Dokumentarfilm von Anna Schmidt (2013);
CMajor/Naxos DVD 814337011543 (104')

Vom Bachfest 2013

Es ist nicht leicht, den editorischen Sinn dieser DVD zu bestimmen. Eine Filmaufnahme der h-Moll-Messe mit dem Thomanerchor unter dem Thomaskantor Biller in der Thomaskirche gibt es schon aus dem Jahr 2000, damals mit dem Gewandhausorchester. Jetzt spielt das Freiburger Barockorchester. Es handelt sich also wahrscheinlich um die erste DVD der h-Moll-Messe in historischer Aufführungspraxis. Aber ist die Thomaskirche eigentlich der richtige Ort für Bachs einzige katholische Messe? Zu Lebzeiten ist das Werk dort nie aufgeführt worden. Die DVD ist aber natürlich kein Geschichtsdokument, sondern der Film des Abschlusskonzerts des Bachfests Leipzig 2013. Die solistischen Leistungen der Orchestermittglieder der letztjährigen Aufführung entsprechen den internationalen Standards, etwa die der Oboistin im „Qui sedes“, der Flötistin im „Domine Deus“ oder der Konzertmeisterin im „Laudamus te“. Sehr schön auch das „Quoniam“ mit dem Horn und den Fagotten. Der Bassist Markus Flaig fügt sich mit seinem unaufgeregten, eleganten Vortrag in das musikalische Geschehen. Auch die Mezzosopranistin Susanne Krumbiegel singt schlank und genau. Das kann man von den



anderen Gesangssolisten nicht uneingeschränkt sagen. Der Tenor Martin Lattke findet mit der Sopranistin Reglind Böhler im „Domine Deus“ nicht zu einer gemeinsamen artikulatorischen Verständigung, und bei der Altistin Susanne Langner stört das unausgewogene Timbre. Die Thomaner selbst beherrschen die h-moll-Messe natürlich aus dem Effeff. Deren Klangfülle – gerade auch bei den Knabensopranen – bildet das Rückgrat der Aufführung, die in einer standardisierten Fernsehregie, in der zwischen die Porträts ausübender Musiker immer wieder Totalen eines andächtig lauschenden Publikums eingestreut werden, abgebildet wird.

Richard Lorber

Musik ★★★★★
Klang ★★★★★

Bach, h-Moll-Messe, Thomanerchor, Freiburger Barockorchester,
Georg Christoph Biller (2013);
Accentus music/Naxos DVD 4260234830569 (114')

Venedig unter Wasser

Im Italien des Seicento hatte man noch ein anderes Zeitgefühl. Dennoch wirkt Francesco Cavallis „Elena“ trotz ihrer Länge auch heute nicht langweilig und ermüdend. Übrigens nicht die einzige sehenswerte Wiederentdeckung dieses DVD-Monats.

Beim starken Festspielsommer 2013 in Aix-en-Provence, der uns bereits Patrice Chéreau nunmehr leider als Nachlass zu begreifende „Elektra“ für das Heimkino beschert hat, gab es auch das genaue Gegenteil von Strauss' lautem, wüstem Wilde-Weiber-Spektakel: eine unaufgeregte dahinplätschernde, sparsam besetzte, ausstattete und inszenierte, gänzlich unbekannte Oper von Francesco Cavalli: „Elena“. Die Uraufführung des tragikomischen Werkes fand 1659 mit großem Erfolg in Venedig statt. Und kurz danach war dieses reizvol-

nichts mehr von jenem dunklen, melancholisch-pathetischen Klang ausmachen lässt, der die dortige Tradition einst charakterisierte. Heute sind in Toulouse wie Brüssel internationale Ensembles anzutreffen, deren Protagonisten man auch aus anderen Theaterzusammenhängen kennt.

In den Midi-Pyrénées kümmerte man sich nicht ungeschickt mit „Rienzi“ um den frühen Wagner. Natürlich wurde wieder brutal gekürzt, aber Pinchas Steinberg und das reaktionsschnell aufspielende Orchester legen sich klangprächtig ins Grande-Opéra-Zeug. Der routinierte Regie-Altmeister Jorge Lavelli belässt das spätmittelalterlich-römische Tribünen-Geschehen

in einer blechernen Einheitskiste, in der sich effektvolle Licht- und Dampfschlitze öffnen.

Torsten Kerl bewältigt die hybride Titelrolle mit konditionellem Anstand und Klangwürde, Marika Schönberg singt schön die Reste der Irenen-Partie, Daniela Sindram ist – wie später dann auch in Bayreuth – ein schlank-durchdringender Adriano. Das ist nach Philipp Stölzls noch mehr verknappter Berliner Polit-Nazi-Slapstick-Version erst der zweite „Rienzi“ auf DVD. Gut, dass es ihn als Alternative immerhin gibt, aber ein wenig mehr von der so oft nur atemlos-holprigen Musik wäre durchaus wünschenswert.

Geteilter Meinung kann man hingegen bei einem „Parsifal“ aus dem Brüsseler Théâtre de la Monnaie sein, den der gehypte, gern auch mit dem Skandal spielende italienische Konzeptkünstler Romeo Castellucci als seine erste Opern-„Inszenierung“ herausgebracht hat – die eigentlich mehr eine Installation ist. Natürlich sieht es toll aus, wenn sich während des sachlich-behenden Vorspiels von Hartmut Haenchen das Dunkel in einem künstlichen Dschungel lichtet, und Parsifal hier zwischen scheinbar singenden

Bäumen (darin verbergen sich Gralsritter) zu einem domestizierten Bruder von Tarzan wird. Auch die mit einer lebenden Schlange (ein echter Schäferhund spielt zudem mit) in einer weißen, giftgasigen Gazewüste zwischen halbnackten Phantasiewesen hantierende Kundry als personifizierte Ursünde ist natürlich ein Hingucker. Aber das alles erweist sich doch schnell als ziemlich statisch – bis zum Ende mit einer marschierenden Menschenmasse in einer auf dem Kopf stehenden Megalopolis. Und wenig erhellend ist es auch, zumal auf dem Flachbildschirm. Weil mit Andrew Richards (Parsifal), Anna Larson (Kundry) und Jan-Hendrik Roetering kaum charismatische Routinesänger dabei sind, ist das eher für den Kunst- denn Opernliebhaber interessant.

Kurios, dass Alessandro Stradella (1639-1682), lebens- und liebeshungriger Geiger, Sänger und Komponist, der wegen einer Affäre mit einer Sängerin ermordet wurde, gleich zwei Kollegen zu einer Oper ange-regt hat. Friedrich von Flotows Musiktheater kam 1844 heraus, der später besonders der Orgel ergebene Lütticher César Franck ließ sein drei Jahre jüngeres Jugendwerk mit 15 Jahren unvollendet liegen. Man fand das Manuskript erst 1984 in der Pariser Nationalbibliothek. Luc Van Hove hat es später orchestriert, und 2012 kam es in Francks Geburtsstadt an der Opéra Royal de Wallonie zur „Weltpremiere“.

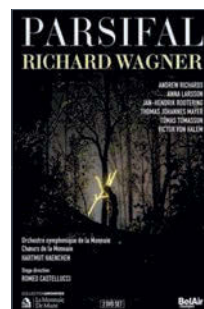
Die Handlung der dreiaktigen Oper in Kurzfassung: Im festlichen Trubel des venezianischen Karnevals lässt der Herzog von Pesaro die schöne Léonore von seinem Leutnant Spadoni entführen. Um ihre Zuneigung zu gewinnen, engagiert er Stradella als Gesangslehrer. Der freilich ist schon längst in das Mädchen verliebt und flieht mit ihm nach Rom. Der wutentbrannte Herzog beauftragt zwei Mörder, den beiden zu folgen. Doch Stradellas Musik hält die Totschläger zurück. Schließlich gibt auch

Willkommene „Rienzi“-Alternative, nur mit etwas wenig Musik

le, durchaus Offenbachs „Schöne Helena“ vorwegnehmende Werk nicht mehr zu sehen. Denn hier wird die Vorgeschichte erzählt, wie König Menelaus von Sparta in Frauenkleidern um Helena wirbt. Dieser Geschlechtertausch bietet diverse lohnende Gelegenheiten für den spielfreudigen Countertenorstar Valer Sabadus, mit seinem androgynen Timbre zu glänzen.

Aber auch sonst offenbart die sinnliche und trotz ihrer reduzierten Instrumentierung äußerst einfallsreiche Partitur sowohl hohen Unterhaltungswert als auch Tiefgang. Voll sprühender Fröhlichkeit, amüsanten Irrungen, Wirrungen und erstaunlichen, manchmal ziemlich albernen Ensemble-Szenen ist es ein ideales Werk für den sängerischen Nachwuchs. Der war im intimen Aixoisier Théâtre du Jeu de Paume mit der Académie Européenne de Musique du Festival bestens vertreten. Emöke Baráth als Helena sieht fein aus und klingt auch lecker. Auch Fernando Guimarães als Theseus und Solenn' Lavanant-Linke als Amazone Hippolyta sind absolut stimmig. Die Cappella Mediterranea unter Leonardo García Alarcón musiziert schmiegsam, die Inszenierung von Jean-Yves Ruf ist zweckdienlich-schlicht. Einziger Einwand: Ein paar Kürzungen hätten den sich wiederholenden Handlungsmustern trotzdem gutgetan. Man hatte damals eben ein anderes Zeitempfinden als heute.

Noch zwei Nachträge in Sachen Wagner, beide aus dem frankophilen Raum, wo man den guten Richard lange und leidenschaftlich verehrt – wenngleich sich heute



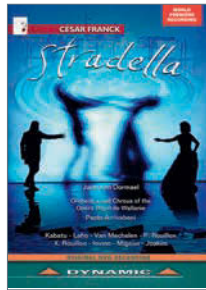
der Herzog Léonore frei.

In der hochpathetischen, dabei immer wieder ungeschickten Regie des Filmemachers Jaco Van Dormael versinkt die sterbende Léonore in der bühnenfüllenden Wasserflut eines ewigen Aqua-Alta-Venedigs, die vorher schon viel Geräusche machte, wenn es auf sie dauerregnet. Die schaut zwar apart aus, aber man sieht sich an ihr schnell satt. Auch Stradella muss dran glauben, aber es gibt eine Apotheose, die beide im Jenseits vereint.

Der ebenfalls aus Lüttich stammende Marc Laho ist ein ordentlich stemmender Stradella, Isabelle Kabatu eine schwer tremolierende Léonore. Philippe Rouillon gibt mit Brunnenvergifter-Timbre den bösen Duca. Das Orchester unter Paolo Arrivabeni vermag freilich die Formelhaftigkeit dieser austauschbaren Musik nicht zu verleugnen.

Ihre DVD-Premiere feierte eine ebenfalls in unseren Breiten rare Oper, nicht nur von Arturo Toscanini geliebt (der sogar eine seiner Töchter nach ihr nannte), die freilich eine mythische, geliebte Arie enthält: Alfredo Catalanis „La Wally“. Die Alpenmär aus dem Ötztal um Dorfmissgunst, Männergier und einen weiblichen Freigeist passt natürlich lokalpatriotisch sehr gut ins Tiroler Landestheater Innsbruck, wo sich der Regisseur und Intendant Johannes Reitmeier nach der Ära Brigitte Fassbaender nun programmatisch mit Bergmelodramen profilieren will. In einer Einheitseiskulisse, nicht zu symbolhaft und angemessen realistisch, ist das in authentischen Trachtenkostümen zupackend, ja derb, aber mit effektvollen Tableaux inszeniert. Da fährt die Stube hoch und senkt sich die Söldener Schlucht, Perchtenmasken symbolisieren als Lawinenersatz die freien Kräfte der Natur.

Der melomane Alpenzauber dieser dann wieder robust veristischen Musik kommt im Dirigat von Alexander Rumpf verlässlich zur Geltung. Für Susanna von der Burg aber kommt die lyrisch-dramatische Titelrolle der Geierwally trotz ihrer darstellerischen Überzeugungskraft ein paar Jahre zu spät. Und so gerät ihr auch das berühmte „Ebben? Ne andro lontano“ allzu sehr ins säuerliche Wabern. Verlässlich ihre



drei männlichen Partner, Paulo Ferreira (als abgewiesener Verehrer Hagenbach, der ein paar exponierte Noten weniger singen darf), Bernd Valentin als Rivale und Marc Kugel als Wallys unwilliger Vater.

Für Schwarz-Weiß-Nostalgiker empfiehlt sich der historische Mitschnitt der österreichischen Erstaufführung von Alban Bergs „Lulu“ im Theater an der Wien. Die fand 1962 statt, 27 Jahre nach seinem Tod und 25 Jahre (!) nach der Zürcher Uraufführung des zweiaktigen Torsos. Es dirigiert der damalige Mozart-Papst Karl Böhm, der zeitlebens ein Faible für das Stück hatte, am Pult der Wiener Symphoniker. Das klingt schön, trotzdem nervös-narkotisch und mit feiner Delikatesse ausgehört. Der junge Otto Schenk inszeniert in spießigem Gründerzeitambiente, führt die Figuren in ihren Bratröcken und Negligées wie in einer Feydeau-Klamotte.

Da ereignen sich zeitliche Schnitte in steifer Kameraführung, aber die Persönlichkeiten des Sängersensembles strahlen auch durch diesen grauen Rausch der Vergangenheit. Evelyn Lear als schönes, wildes Lulu-Tier besitzt eine reife Nierentisch-Erotik, die sehr prickelnd wirkt. Paul Schöffler ist ein baritonaler Wagner-Schrank von einem Gewaltmenschen Doktor Schön, der gut klingende und aussehende Rudolf Schock ein alterer Alwa. Gisela Litz gibt anrührend die nur wenig lesbische Gräfin Geschwitz, Kurt Equiluz, später Harnoncourts Oratorien-Tenor, ist ein großkünstlerhafter Maler. Und als Theatergarderobiere hat auch die in jeder Hinsicht großmächtige Wagner-Heroine Hilde Konetzni einen denkwürdigen Auftritt.

Ein wichtiges Dokument ist in doppelter Hinsicht auch der Mitschnitt von Christian von Goetz' klug, aber ohne Zwang aktualisierter „Bluthochzeit“ von Wolfgang Fortner. Da hat sich die unerbittliche Strenge der dörflichen Tragödie Garcia Lorcas, die nach der Kölner Uraufführung 1957 unter Günter Wand zunächst Furore machte, geschickt in die ortslose Anonymität einer Trabantenstadt übersetzt. Die Figuren wirken darin noch hilfsbedürftiger ihren Lüsten und Leidenschaften, aber auch ihrer Unbehaustheit ausgeliefert.

Aber diese DVD-Premiere ist zum einen nunmehr historische Erinnerung an das gerade eben zerschlagene Opernensemble in Wuppertal, sie ist aber auch ein unaufdringlich starkes Plädoyer für eine fast vergessene Oper, die mit ihrer strukturierten, doch dramatischen Zeitgenossenschaft ehrliche und eindringliche Rollenporträts möglich macht. Garcia Lorcas magischer Realismus wirkt freilich hier sehr prosaisch gebrochen, aber durch Fortners zielgenaue, trotzdem komplexe Zwölfton-Partitur überhöht.

Aus dem sehr guten Ensemble unter dem mit souveränem Elan dirigierenden Hilary Griffiths ragt die atavistische und doch sehr vital lebensnah gezeichnete Mutter der druckvollen Dalia Schaechter hervor. Aber auch Banu Böke (Braut) und der klemmige Thomas Laske (Leonardo) bannen sich ins Beobachtergemüt ein.

Manuel Brug

Cavalli, Elena; Emöke Baráth, Valer Sabadus, Solenn' Lavanant-Linke u. a., Capella Mediterranea, Leonardo García Alarcon. Regie: Jean-Yves Ruf (2012); Ricercar/Note 1 2 DVD 5400439003460 (177')

Wagner, Rienzi; Torsten Kerl, Marika Schönberg, Daniela Sindram u. a., Orchestre national du Capitole, Chœur du Capitole, Pinchas Steinberg. Regie: Jorge Lavelli (2012); Opus Arte/Naxos Blu-ray 0809478071259 (231')

Wagner, Parsifal; Andrew Richards, Anna Larsson, Jan-Hendrik Rootering u. a., Chor und Orchester des Théâtre la Monnaie, Hartmut Haenchen. Regie: Romeo Castellucci (2011);

BelAir/HM 2 DVD 3760115300972 (239')

Franck, Stradella; Isabelle Kabatu, Marc Laho, Werner van Mechelen u. a., Chor und Orchester der Opéra Royal de Wallonie, Paolo Arrivabeni. Regie: Jaco Van Dormael (2012);

Dynamic/KC DVD 8007144376925 (115')

Catalani, La Wally; Marc Kugel, Susanna von der Burg, Paulo Ferreira u. a., Tiroler Landestheater Innsbruck, Alexander Rumpf. Regie: Johannes Reitmeier (2012); Capriccio/Naxos DVD 0845221090054 (119')

Berg, Lulu; Evelyn Lear, Rudolf Schock, Paul Schöffler, Gisela Litz, Kurt Equiluz u. a., Wiener Symphoniker, Karl Böhm. Regie: Otto Schenk (1962); Arthaus/Naxos DVD 0807280168792 (135')

Fortner, Bluthochzeit; Dalia Schaechter, Banu Böke, Thomas Laske u. a., Chor der Wuppertaler Bühnen, Sinfonieorchester Wuppertal, Hilary Griffiths. Regie: Christian von Goetz (2013);

Wergo/NAI DVD 40102280759 (132')